

18 Monate lang nur noch eine Baustelle

St.-Ursen-Kathedrale Nach dem Brand muss nicht nur geputzt, sondern auch restauriert werden

VON WOLFGANG WAGMANN

Der Brandanschlag vom Dienstag hat für St. Ursen weitaus gravierendere Folgen, als die nach Olten verlegte Bischofsweihe vom 16. Januar: Die Kathedrale wird mindestens eininhalb Jahre lang geschlossen. Und über den Sommer bleibt deshalb auch die imposante Freitreppe gesperrt. Denn, wenn die Kirche schon nicht besucht werden kann, will die Römisch-katholische Kirchgemeinde Solothurn gleich Nägel mit Köpfen machen. «Wir ziehen jetzt auch die Treppensanierung durch. Es geht vor allem darum, gerissene, undichte Fugen zu reparieren und beidseits die Balustraden zu reinigen», erklärt Kirchgemeindeverwalter Roland Rey die Sperrung der Freitreppe, die auch das Märet-Fescht tangieren wird. Aber auch keine liturgischen Feste werden mehr stattfinden. «Sämtliche Gottesdienste finden in dieser Zeit nach Möglichkeit in der Jesuiten- oder St.-Marien-Kirche statt.» Zu St. Ursen wird es keine Hochzeiten, keine Beerdigungen, keine Grossanlässe wie die Chrisam-Messe, bei der alle Geistlichen des Bistums zusammenkommen, aber auch keine Stadtführungen oder Besichtigungen des Domschatzes mehr geben. «Denn auch er ist durch den Brand betroffen.» Einzig den Turm, der verschont geblieben ist, können St.-Ursen-Besucher im Frühling wieder besteigen.

Lieber alles auf einmal

Der Russ. Er ist überall. Wo man mit dem Finger hintupft, wird dieser schwarz. Kirchenbänke, Gesangbücher oder das Geländer der weit entfernten Orgel-Empore, nichts blieb sauber. «Wir hatten zwei Szenarien: Zuerst die Kirche reinigen und dann in Etappen die Restaurierung vornehmen. Oder alles auf einmal durchziehen und für mindestens 18 Monate schliessen.» Am Mittwochabend entschlossen sich die Verantwortlichen für die Totalsanierung des Innenraums in einem Schritt. «Die Etap-



Gottesdienste in der St.-Ursen-Kathedrale wird es frühestens im Sommer 2012 wieder geben. HANSPETER BÄRTSCHI

piertung hätte sich über viele Jahre hingezogen», weist Rey auf den Hauptnachteil hin. «Und zudem hätten Dreck und Staub, erzeugt durch die Arbeiten, sich immer wieder in den schon restaurierten Bereichen breit machen können.» Noch ist zu entscheiden, ob trocken oder nass gereinigt wird, ob Gerüste (eher wahrscheinlich) oder Hebebühnen eingesetzt werden; Materialproben müssen eingeschickt werden, und die Denkmalpflege ist gefordert – «wir werden wohl schon nur ein halbes Jahr brauchen, bis wir richtig anfangen können», meint Roland Rey.

Das geht in die Millionen

Die notwendig gewordene Reinigung des Kircheninnern «löst nun ei-

ne totale Innenrestaurierung aus – wir sind dazu gezwungen». Deshalb sieht Rey Millionen-Investitionen in-ner kürzester Zeit auf die Kircheng-

«Die Reinigungsarbeiten machen ohne die Orgeln 600 000 bis 1,1 Mio. Franken aus.»

Roland Rey,
Kirchgemeindeverwalter

meinde zukommen. Denn die Versicherung deckt bloss den Ersatz der verbrannten Utensilien wie Altartisch oder Teppich, die Reinigungsarbeiten oder das zerschlagene Kir-

chenfenster. «Die Reinigungsarbeiten machen ohne die Orgeln 600 000 bis 1,1 Mio. Franken aus. Denn auch die Akustik- und die Lüftungsanlage sind durch den Russ tangiert worden.» Weitere 300 000 Franken rechnet Roland Rey sehr vorsichtig für die Orgelreinigung, «wenn sie aber demon- tiert und während der Restaurations- dauer beim Orgelbauer eingelagert werden müssen, wird alles bestimmt teurer». Ohnehin könnten die Orgeln in diesem Fall erst ganz am Schluss der Arbeiten wieder eingebaut werden, um keine neuerlichen Verunreinigungen zu riskieren.

Diese vielleicht auf 1,5 Mio. Franken ansteigende, direkte Schadenbehebung ist das eine. Millionen dürfte jedoch die damit verbundene Totalrestaurierung des Kircheninnern kosten. Den grössten Teil trägt die Kirchengemeinde, denn maximal 40 Prozent Beiträge können von Bund (17 Prozent) und Kanton (23 Prozent) erwartet werden. «Sicher keine Beiträge wird es aber auf die ebenfalls notwendige Sanierung der technischen Installationen geben», beleuchtet Rey einen weiteren Knackpunkt.

Appell an die Solidarität

Die dazu notwendige, rasche Mittelbeschaffung bereitet Roland Rey grosses Kopfzerbrechen. «Unsere Kirchengemeinde zählt nur 3800 Mitglieder», verweist er auf die schmale Einnahmehbasis der Solothurner Katholiken, gehört doch bekanntlich das gut betuchte Steingrubenquartier zur Kirchengemeinde St. Niklaus. So hofft Rey auf die Solidarität all jener, die an der St.-Ursen-Kathedrale hängen, und sie sogar besuchen, obwohl sie der Kirchengemeinde nicht (mehr) angehören. Geplant ist nächste Woche die Lancierung einer Spendenaktion, und Roland Rey stellt in diesem Zusammenhang eine Ausnahme bei der Besuchssperre von St. Ursen in Aussicht: «Wir könnten uns vorstellen, die Bevölkerung von Zeit zu Zeit zu einer Besichtigung der Restaurationsfortschritte einzuladen.»

Kommentar

von Wolfgang
Wagmann



Es braucht alle

■ Wird das «Solothurner Jahr» 2011 zum annus horribilis? Noch immer keine Bahn auf den Weissenstein in Sicht, das Kurhaus zu, kein Classic Openair mehr, und jetzt bleibt auch noch das Wahrzeichen der schönsten Barockstadt der Schweiz bis Mitte 2012 sicher geschlossen. Dazu muss Solothurn den Sommer über auch noch auf die schönste Selbstinszenierungsbühne weitum verzichten – auf der Freitreppe vor der St.-Ursen-Kathedrale gilt dann: «Betreten verboten».

Ein bisschen viel auf einmal für die kleine Stadt mit dem grossen Selbstbewusstsein. Irgendwie hängt halt jeder an der Kathedrale, auch wenn er keine Messe besucht. St. Ursen ist nicht nur ein religiöses Zentrum, sondern ein mystischer Ort mit einer ganz speziellen Ausstrahlung, auch wenn es um weltliche Feste wie eine Fasnacht oder Glamour-Hochzeit geht. Und kaum eine andere Schweizer Stadt verfügt über eine derart kompakte architektonische Blickachse wie Solothurn mit seiner Kathedrale, der weissen Akropolis des Gaetano Matteo Pisoni.

Deshalb sind viele Solothurnerinnen und Solothurner tief betroffen über die Schandtat vom Dienstag. 3800 von ihnen werden mit ihren Steuern versuchen, den Millionenaufwand, entstehend durch den jetzigen Sachzwang Reinigung und Restaurierung, die nicht durch die Versicherung gedeckt ist, zu finanzieren. Es wird aber darüber hinaus auch viele andere «St.-Ursen-Fans» brauchen – wir sind gespannt, wie weit die Solidarität reicht.

wolfgang.wagmann@azmedien.ch

Zur gleichmässigen Unzufriedenheit

Stadtbummel

von Mark A. Herzog



ETWAS UNSICHER, neugierig aber, betrachteten so manche Frühaufsteher am Neujahrsmorgen ihr in tiefes Grau gehülltes Städtchen Solothurn. Der eine und andere davon suchte jedoch eher mühsam seinen Heimweg auf Gassen und Brücken, die offensichtlich nicht einfach so ruhig daliegen wollten. Die Nacht vorher war erstaunlich still geblieben – es ging also doch, mit etwas Disziplin und Rücksicht, schoss es dem Altstadtbewohner dabei durch den Kopf. Es war immerhin eine der schon existierenden «Open-end-Nächte». Vielleicht sollte man es halt doch damit versuchen.

RECHT GEDÄMPFT und auf kurze Zeit konzentriert, schien auch das Feuerwerk um Mitternacht. Wir Menschen können vor dem Geknalle an Silvester fliehen, uns allenfalls daran gewöhnen oder beteiligen; den meisten Haustieren wird dies nicht gelingen, und so leiden sie denn halt. In Deutschland haben einige Städte zum Schutz ihres Kulturgutes (von Mensch und Tier war dabei allerdings nicht die Rede) ein allgemeines Böllerverbot erlassen. Bussgelder von bis zu 50 000 Euro können ausgesprochen werden. Wohl keine gute Idee für die Barockstadt und ihre Haustiere – es wäre kaum einer da, der die Strafen aussprechen würde.

DAS SCHIESSEN in der Silvesternacht haben wir erst in jüngerer Zeit von unseren nördlichen Nachbarn übernommen, wo dies zur Geistervertreibung alte Sitte ist. Geisteraustreibung kennen wir auch, nur wenig später im Jahr, und decken deshalb den Mantel des Schweigens darüber.

«**ES WURDE WIEDER** einmal Winter, Winter, wie er früher einmal war», ist man versucht zu adaptieren. Viel Schnee fiel dabei – und das zeitweise in prächtiger Qualität. Die Stadt wurde geputzt: Für die einen war das schon wieder zu viel, für andere (vor allem Zulieferer) nicht nur zu wenig, sondern den Schnee an den falschen Ort geräumt. Nachdem allesamt so schön gleichmässig unzufrieden waren, wirds richtig gewesen sein.

BEIM STADTBUMMLER stiegen alte Bilder auf, solche von Buben, die unter dem Kommando ihrer Mutter die Teppiche durch die Gassen schleiften, zum Beispiel bis unter die Kastanien vor der Franziskanerkirche. Dort wurden sie von der «falschen Seite», also von hinten, im frischen Schnee ausgeklopft. Erstaunlich, was da herauskam. Selbst wenn dieses Im-Schnee-Klopfen für die Teppiche nicht so gut gewesen sein sollte, wie die Mütter glaubten, so war es damals doch eine erzieherische Tätigkeit von grossem Wert. Wie man heutzutage all die Spannteppiche in den Schnee kriegen sollte, ist ungelöst – und die Feinstaubbelastung durch Teppichklopfen noch nicht errechnet.

Kräfte messen für die Familienehre

Töpfergesellschaft Römische Familienstrategien im 17. Jahrhundert und ihre Parallelen zum frühneuzeitlichen Solothurn. Ein gewagter Versuch, den die Leiterin des Museums Altes Zeughaus, Carol Nater, in einem Vortrag mit Erfolg meisterte.

VON KATHARINA ARNI-HOWALD

Carol Naters Dissertation, die in diesem Frühling erscheinen wird, verspricht einiges an Spannung. Anhand der Alltagskorrespondenz von zwei Familien im römischen Seicento hat die Leiterin des Museums Altes Zeughaus das damalige papsthöfische System akribisch untersucht und interessante Erkenntnisse gewonnen. Im Zentrum standen zwei Aristokratinnen, deren Wirken belegt, dass die «Corte di Roma» nicht nur patriarchal war, obwohl Heiraten arrangiert wurden und dazu dienten, das familiäre Kapital aufzuwerten und die soziale Position innerhalb der höfischen Gesellschaftsstruktur auszuweiten. «Ich musste enorm aufpassen, dass ich nicht in die typisch nachaufklärerischen Denkmuster verfiel und von vornherein Frauen als Opfer ohne Rechte sah», verwies Carol Nater auf die komplexen Gesellschaftsstrukturen. Fest stehe, dass die durch derartige Deals entstandenen Schichtenunterschiede immer wieder zu Konflikten innerhalb der Familien führten und in der Realität keinen Bestand hatten.



Referentin Carol Nater. BAR

Für Frauen gabs Ehe oder Kloster

Auch in Solothurn waren die Versorgungsstrategien der Töchter nicht viel anders und führten ebenfalls zu Konflikten. Hier gab es – wie auch in Rom – für die Zukunft von weibli-

Das «Von» holte sich der Kaufmann Martin Besenval beim Sonnenkönig.

chen Familienangehörigen nur zwei Möglichkeiten: Heirat oder Kloster. Angestrebt wurde der Einsitz in eine Adelsfamilie. Besonders begehrt waren die von Surys, wie Nater den Familiengeschichten entnommen hat. Einen besonderen Fall stellten die Be-

senvals dar. Während die von Surys, vom Staats und die von Rolls zur alten Garde gehörten, waren die von Besenvals Aufsteiger, denen es erst um 1600 mit Martin Besenval gelang, sich in die Solothurner Bürgerschaft einzukaufen. Den Adelstitel «von» musste sich der geschickte Kaufmann in Paris bei Louis XIV. holen.

Wie man sich Prestige verschaffte

Wie in Rom nahm auch in Solothurn der geistliche Bereich für das Seelenheil der Familien einen wichtigen Stellenwert ein, war allerdings nicht so stark wie in Rom an politisch-strategische Machtansprüche geknüpft. Beliebte waren es, in Kirchen- und Kapellenausschmückungen zu investieren: Dort ging die gute Gesellschaft ein und aus, und man wurde entsprechend wahrgenommen.

Aus ihrer bisherigen Tätigkeit im Alten Zeughaus weiss Nater, dass hier der visuell-symbolische Konkurrenzkampf auch im militär-ritterlichen Bereich stattfand. «Es gehörte zum guten Ton, sich einen Prunkharnisch herstellen zu lassen und ihn sichtbar im Zeughaus oder in der eigenen Villa aufzustellen.» Dies verwundere nicht: «In Solothurn waren die militärischen Karrieren in französischen Diensten und das Soldgeschäft das, was in Rom die kuriale Karriere und der Aufstieg in der papsthöflichen Hierarchie.» Das Oberhaupt in der Familie sei dann nicht der Kardinal gewesen, sondern der Söldnerführer. «In dieser Beziehung gäbe es in Solothurn historisch noch viel aufzuarbeiten», schloss Carol Nater ihren Vortrag.